Gott hat doch jene Kräuter nicht nur für diese wachsen lassen, sondern wahrscheinlich auch für seine mohamedanischen, heidnischen und sonstigen Geschöpfe. Und ferner, wie wird es dann werden, wenn ein frommer Christ in Australien oder Neu-Seeland von einem tollen Hunde gebissen wird, sich eiligst ein pfarramtliches Zeugnis verschafft, das an Herrn Schreiner bei Coblenz einschickt und nun angstvoll auf dessen Kräuterauszug wartet? Er kann längst an der Tollwut gestorben sein, bis der Auszug dort ankommt, selbst angenommen, daß der pfarramtliche Segen dessen Sauerwerden beim Passiren der Tropen abgewendet hat. Unbegreiflich muß es erscheinen, daß von akademisch gebildeten Leuten solche Dinge kritiklos in die Massen geworfen werden. Alles Geheimmittelwesen ist vom Uebel, gleichviel ob es „Schweizerpillen", „Lebensbitter" oder pfarramtlich erlangte Kräuter gegen Tollwut sind. Wer etwas besitzt, womit er die Gebresten seiner Mitmenschen zu lindern oder zu heilen können glaubt, der hat das für die freie Prüfung und Benutzung bekannt zu geben. Thut er das nicht, so steckt irgend ein selbstischer Beweggrund dahinter. Insbesondere bei der Tollwut ist die Zahl der Geheimmittel eine sehr große. In früherer Zeit geschah es mehrmals, daß die Regierungen solche für schweres Geld ankauften und ihre Zusammensetzungen in medizinischen Zeitschriften veröffentlichen ließen. Leider hat sich das Geheimmittel jedes Mal noch als Schwindel erwiesen, die Tollwut blieb bei seiner Anwendung unerbittlich, wie sie es vorher gewesen war. Hat man den Anfang eines Fortschritts in ihrer Behandlung jetzt aufzuweisen, so wurde das ärztlich auf ganz anderm Wege erreicht. Im Laufe der letzten Jahre sind in Deutschland und in England die Beschreibungen von Fällen erschienen, in denen das indianische Pfeilgift Curare oder das deutsche Produkt Chloral Heilung gebracht haben sollen. Jedenfalls wurde durch sie — das steht fest — eine viel größere Linderung der furchtbaren Leiden erzielt, als es früher mittels irgend andere Dinge möglich war. Das fordert zu weitern Versuchen damit auf. Aber sicher wirkend gegen die Tollwut beim Menschen war bisher nur eins: eine möglichst strenge Hundepolizei.

Verschiedenes.

— Wie sich aus Groschen ein Vermögen sammeln läßt, mag folgendes Beispiel beweisen. Bekanntlich müssen in den Berliner Museen Schirme und Stöcke am Eingange abgegeben werden, und die für die Aufbewahrung entrichteten Groschen fielen früher dem Portier, einem alten Neuschateler, allein zu, der sich mit den Schirm- und Stockgroschen ein hübsches Grundstück in Charlottenburg erworben hat. Das Vermögen, welches er bei seinem Tode hinterließ, wurde, Berliner Blättern zufolge, auf 70000 Thlr. geschätzt. Jetzt wandern die Groschen in eine gemeinsame Kasse, aus welcher die Galeriediener Weihnachtsbelohnungen erhalten.

— Eine boshafte englische Modeschriftstellerin schrieb jüngst in einem ihrer Modeberichte: „In unserer Tracht sind wir Frauen jetzt die reinen Affen!" Ein Witzblatt hing diesen groben Ausspruch niedriger und bemerkte dazu: „Eine dümmere Unwahrheit haben wir nie gehört. Mag der Satz ja vielleicht auf die Autorin passen, das kann niemand besser wissen, als sie selbst, aber für das übrige weibliche Geschlecht erweist sich diese Behauptung doch als unzutreffend, denn — wir haben nie Aeffinnen gesehen, welche Tournüren, Leibchen, Blumengärten auf den Köpfen, siebenzehnknöpfige Armüberzüge, anderer Leute Haar und für zwanzig Pfund Seidenwaren auf dem Körper trügen!" Pfui, was für grobe Leute doch diese Engländer sind!

— Ein eifriges Mitglied des Mäßigkeitsvereins litt an Halsschmerzen, und der Arzt erteilte ihm den Rat, ein heißes Glas Punsch zu trinken. „O Gott," jammerte der Mann, „ich habe Zeit meines Lebens Enthaltsamkeit von geistigen Getränken gepredigt und sollte jetzt selber? Meine alte Haushälterin würde, wenn ich heißes Wasser verlangte, sofort mein Vorhaben erraten." — „Verlangen Sie doch heißes Wasser zum Rasieren," sagte der Doktor, und der Patient unterwarf sich. Nach einem halben Jahre geht der Arzt an der Thür des letzteren vorüber, und da er die Haushälterin gebeugt und finster blickend auf der Schwelle stehen sieht, so fragt er: „Wie geht's dem Herrn?" — „Ist verrückt geworden," erwiderte die Alte. — „Wie das?" — „Rasiert sich täglich dreißig Mal!"

— [O Flunkerkies!] Von einem Soldaten im Marsch-Quartier Sendenhorst wird unter dem 14. d. geschrieben: Herr Overzier prophezeite vom 11. ds. an, eine Periode zunehmender Kälte und reichlichen Regens und so waren wir bei unserem gestrigen Ausmarsch aus Münster bemüht gewesen, uns dieser Prophezeihung gemäß nach beiden Richtungen gehörig vorzusehen. Hatte doch Herr Feldmarschall Moltke dem Herrn Propheten, wie die Zeitungen meldeten, noch kürzlich seine Anerkennung für die Zuverlässigkeiten seiner Wetterprognosen ausgesprochen.

Doch mit des Geschickes Mächten,
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell.

So ging es auch uns und Herrn Overzier, wir trabten daher im Schweiße unseres Angesichtes und statt Regenböen kriegten wir nur Staub zu schlucken.

„D'rum, mein lieber Overzier,
Prophezeihe nicht hinfür,
Dies rät dir ein Cürassier;
Sonst wird dir statt Ruhm zu Teil,
Das komplette Gegenteil!"

In der Schule.

Er stand auf dem Katheder hoch,
Und lehrte dividieren,
Und hinter dem Katheder kroch
Etwas hervor auf vieren.
Es hat ein langes Schwänzchen,
Mit Freuden sieht es Hänschen.

„Schaut her zur Tafel! Aufgepaßt!
Seht hier den Dividenden,
Hier den Divisor! Wohlgefaßt!
Und dort den Quotienten!"
Das Mäuschen macht gerade
Jetzt Halt auf seinem Pfade.

„Sag, Hans, wie sich die Zahl benennt,
In die man dividieret!
Und Hans spricht frisch: „der Quotient."
Sein Sinn ist auch halbieret.
Das Mäuschen will sich eben
Ins Loch zurückbegeben.

Der Lehrer seufzt: „Will's ganz und gar
Nicht ein in dein Gehirne?"
Macht Hans die Sache nochmals klar,
Klopft ihm dann an die Stirne:
„Ist's endlich drinnen, Hänschen?"
„Ja," spricht er, „bis auf's Schwänzchen."

Logogriph.

Nachdruck verboten.

Mit F komm' ich von Himmels Höhen,
Tanze lustig im Wirbel daher,
Ohne F gerne die Mägdlein mich sehen,
Echte erfreuen nur um so mehr.

Auflösung des Logogryph in vor. Nr. des Sonntagsblatts:
oho, ohe, Uhu, Ehe.
Richtig gelöst von Th. Br. zu Höhberke bei Lüdenscheid.

№ 35. 1883.

Samstag, den 1. Septbr.

Sonntagsblatt
zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Verantwortlicher Redact. H. W. Crone

Druck u. Verlag von W. Crone jr.

Hela.

Eine deutsche Geschichte von Jenny Schwabe.

Nachdruck verboten.

I.

Donnernd warf das Meer seine Wogen an den klippigen Strand, kreischend flatterten die Möven darüber hin, am Horizont ballten sich dunkle Wolkenmassen, denen von Zeit zu Zeit ein zuckender Blitz entfuhr, dazu sauste es wild hoch in den Lüften — ein Wetter war im Anzuge.

Am Strande hin ging hastigen Schrittes ein einsamer Mann, in dessen geistvollen Zügen eine heftige Bewegung arbeitete, deren er vergeblich Herr zu werden sich bemühte, wie seine lebhaften Bewegungen und die kurz und hastig herausgestoßenen Reden verrieten — was vermochte den ruhigen, kühlen Professor Felix Norden in solche Aufregung zu versetzen?

Sie kannten ihn alle, die Bewohner der kleinen Insel, auf der er vor einigen Wochen gelandet, um in einer einfachen Fischerhütte Quartier zu nehmen, und wenn sie auch anfangs darüber staunten und sich wunderten, was er Tag für Tag zur Zeit der Ebbe im Schlamme des Meeres suchte, und sich den Kopf darüber zerbrachen, was er an all' den Quallen und Seesternen und Muscheln und anderem seltsamen Seegetier so lange zu betrachten und zu untersuchen habe und wohin er schließlich mit all' dem Gesammelten wolle, so gewannen sie doch den anspruchslosen, freundlichen Mann bald recht lieb und seine Klugheit war bald auf der ganzen Insel gekannt und gerühmt.

Die größte Aufmerksamkeit widmete ihm jedoch Frau Inge, seine Wirtin, ein wettergebräuntes Fischerweib, das den Gatten und drei Söhne dem unersättlichen Meere als Tribut gezahlt. In ihrem rauhen Herzen war es seitdem trostlos öde gewesen, sie hatte ja nun nicht mehr zu sorgen und zu zittern gehabt, aber seit der Professor in ihre bescheidene Behausung eingezogen, war es wieder hell und warm in ihr geworden — sie glaubte, das Schicksal habe ihr in ihm einen ihrer verlorenen Söhne zurückgegeben und sie widmete ihm die für ihre Begriffe denkbar beste Pflege.

Seit der letzten Woche nun war Frau Inge in großer Sorge um ihren Pflegling, der gänzlich aus seiner ruhigen Behaglichkeit herausgerissen schien, und daran war — Frau Inge war fest davon überzeugt — nur die falsche Meerhexe schuld.

Hatte sie nicht mit eigenen Augen gesehen, wie er sie am Strande beim Muschelsuchen getroffen? Wie aus dem Meere gestiegen, hatte sie plötzlich neben ihm gestanden, hatte ihn mit ihren großen, nachtschwarzen, blitzenden Augen, mit ihrer berückenden Stimme bezaubert, und seitdem war er in ihrem Banne. Er vergaß das Sammeln am Strande und die schön präparierten Sachen daheim in der Fischerhütte schaute er gar nicht an; dagegen lief er stundenlang, in Begleitung der Hexe, umher und stand mit ihr auf der Felsklippe und schaute in's wogende Meer, oder er ruderte den Kahn, den sie steuerte. Zum Glück hatte er noch nicht ihr Haus betreten und — wehe ihm! wenn es geschah — die Fischer der Insel wußten es ganz genau, daß keiner lebend das Schlößchen der schwarzen Hela verlasse.

Vor einem Jahre etwa, als der große amerikanische Dampfer in der Nähe der Insel strandete, war sie zuerst gesehen worden; man sagte, sie sei mit dem Schiff gekommen und habe sich, als dasselbe gesunken, samt ihrer schwarzen Dienerin durch Schwimmen gerettet — wer das glaubte! Aus dem Grunde des Meeres war sie herauf gestiegen und hatte das Schiff an den Klippen der Insel zerschellt, — sie war eine böse, feindliche Macht aus der Tiefe.

Nicht gleich zu Anfang hatte man sie dafür gehalten. Sanft wie ein Kind hatte sie in ihren langen, weißen Gewändern in Frau Inge's Hütte gesessen, das schöne, blasse Gesicht starr auf die See geheftet; sie hatte eine fremde Sprache geredet, die niemand auf der Insel verstand, und sich durch Thränen und rührende Geberden verständlich zu machen gesucht; die schwarze Gestalt aber, die ihr überall hin wie ein Schatten folgte, war von Anfang an ein Schrecken für alle.

Und etwa eine Woche nach dem Schiffbruch, da brachte ein Fischer ein Kästchen, reich mit Metall ausgelegt, in Frau Inge's Hütte, das in Goldbuchstaben den Namen „Heloise" trug; er hatte es am Strande gefunden, wo zackige Felsspitzen es vor dem Versinken bewahrt. Hei, wie da die Augen der Schwarzen funkelten und blitzten, wie eifrig sie dem Fischer bedeutete, daß das Kästchen ihrer Dame gehöre!

Und auch diese griff hastig nach dem verloren geglaubten Besitztum; mit zitternden Fingern öffnete sie den kleinen Behälter und ein „Ah!" halb des Entzückens, halb des Entsetzens glitt über die Lippen der armen Fischersleute, da sie das funkelnde Geschmeide, das blitzende Gold in demselben sahen. Wer solche Schätze besaß, war kein gewöhnlicher Sterblicher, das sagte sich jeder der neugierig und doch ängstlich Zuschauenden, und als sie nun gar, das Geschmeide und einige sorgsam zusammengefaltete Papiere mit trübem Lächeln zur Seite schiebend, eine Hand voll Goldstücke hervornahm und sie dem Fischer hinhielt, da sah einer den andern erschrocken an, einer nach dem andern schlich sich still von dannen — das Gold der Meerfrau sollte sie nicht in's Verderben locken.

Am andern Tage holte ein Dampfer alle Schiffbrüchigen, und es waren nur wenige, die sich auf die Insel gerettet, und auch die beiden Frauen verließen Frau Inge's Hütte. Das Gold aber, das diese später auf dem Tische fand und welches ohne Zweifel von der

Fremden herrührte, wurde gewissenhaft in's Meer geworfen, die Hütte einer gründlichen Revision unterworfen, und erst, als nach Tagen kein Orkan, keine Springflut, gar nichts Unheildrohendes über die Insel hereingebrochen, da erst wagte das abergläubische Völkchen wieder frei aufzuatmen, so lange — bis eines Tages vom Festlande her eine Menge Maurer und Zimmerleute kamen und lustig auf dem großen, jäh in's Meer hinabstürzenden Felsen zu bauen anfingen, bis ein kleines, einfaches, aber schmuckes Haus, das im Vergleich zu den armseligen Fischerhütten wie ein Schlößchen aussah, da oben stand, und das blasse Mädchen mit dem langen, dunklen Haar und den blitzenden Augen samt dem schwarzen Ungeheuer und einer ziemlich nüchtern und verständig aussehenden älteren Frau seinen Einzug in dasselbe hielt.

„Hela! Hela!“ so klang es nun oft ängstlich vom Felsen herab, und dann wußten es die Fischer, sie war wieder draußen im Sturm und Wetter, sie durchflog auf ihrem kleinen Pferde die Insel oder schaukelte auf schwankendem Kahne auf dem Meere, und sie sagten: „Die schwarze Hela geht um, seht Euch vor, es giebt ein Unwetter.“

Auch heute war sie draußen. Immer ängstlicher scholl der Ruf „Hela!“ vom Felsen herab, immer mehr sauste es in den Lüften, immer öfter zuckte ein Blitz hernieder — immer unruhiger, immer hastiger ging Felix Norden am Strande hin, schärfer blickte sein Auge auf das Meer hinaus — — klang das nicht wie Ruderschlag? Doch nein, von der andern Seite her tönte es plötzlich in eigentümlicher Melodie:

„Es funkelt der Blitz
Aus dem Wolkensitz
Hinab in die schäumende See.
Jeder Tropfen dein
Spiegelt Flammenschein
Vom funkelnden Blitz aus der Höh'.

Der Sturm in der Luft,
Wie brausend er ruft,
Wühlet auf die schlummernde See;
Sie kennt seinen Sang,
Nimmt an wilden Klang,
Schmückt sich mit schäumendem Schnee.

Mein Herz gleicht der See:
Du Blitz aus der Höh'
Warfst hinein den flammenden Schein.
Dem Sturm gleicht dein Wort,
Wühlt auf fort und fort
Das Herz mir in Wonne und Pein.“

Ja, das war sie! Das war ihre weiche und doch volle Stimme, der er schon so oft mit Entzücken gelauscht, wenn sie abends, an den Felsen gelehnt, seltsame, wilde, fremde Lieder über die Wellen hingesungen. Heute aber war es ein deutsches Lied, wer hatte es sie gelehrt? Tante Emmy? Nein, danach war es nicht, aber es klang, als sei es ihrer eigenen Seele entsprossen, Text und Melodie. War das möglich? Hatte sie ihm nicht jüngst, als er sie auch am Meere getroffen, gestanden, daß sie noch vor einem halben Jahre ein sehr unvollkommenes Deutsch geredet habe? und doch! sie war ein so wunderbar begabtes Wesen, in ihrer Seele wohnte ein Melodienreichtum ohne Gleichen, warum sollte sich ihr nicht auch die Sprache zu Klang und Reim bilden?

Und bald stand sie vor ihm, die hohe, majestätische Gestalt im dunklen Seidenkleide vom einfachsten Schnitt, ohne Hut, ohne Handschuhe, den edlen Kopf von einer Fülle natürlicher, dunkler Locken umwogt.

Sie neigte leicht das Haupt zum Gruße.

Genau so hatte sie das erste Mal neben ihm gestanden, als er sinnend in's Meer geschaut.

„Lieben auch Sie es, das Meer zu beobachten?“ hatte sie gefragt, und als er die Frage bejaht, hatte sie mit ihrer melodischen Stimme weiter gesprochen: „Sehen Sie, wie die Wolken mit dem Meere zürnen? Wie der Wind beginnt, ihm leise eine Mahnung zuzuflüstern? Drohend zuckt der Blitz vom Himmel, und endlich peitscht es der wütende Sturm, daß es hoch aufschäumt.“

„Sie betrachten das Meer mit dem Auge eines Poeten, ich mit dem des Forschers,“ hatte er geantwortet.

„Ist das Forschen keine Poesie?“ fragte sie, „ist es nicht Poesie, die Wunder der Schöpfung zu enthüllen, ist es nicht Poesie, dem Urgrund alles Seins nachzuforschen?“

„Ja, wer eine poetische Seele hat, dem verklärt sich auch das trockenste, nüchternste Schaffen — auch dem, der nur eine solche Seele zur Seite hat,“ hatte er mit einem sprechenden Blick in ihr seelenvolles, groß und unbefangen ihn anschauendes Auge hinzugesetzt.

Seitdem hatten sie sich oft gesehen und gesprochen, doch nie berührte ihr Gespräch die Bande, die sie mit der Welt da draußen verknüpften. Was er über sie wußte, sagte ihm Frau Inge, sie aber fragte nicht nach seinem Stand und Namen, sie freute sich jedes Blickes, den sie in seinen reichen Geist thun durfte, sie empfand es als eine Bereicherung ihres einsamen, einseitigen Lebens, mit einem gleich hochstrebenden Menschen die Gedanken austauschen zu dürfen, und sie vergaß darüber, daß sie auch ein Herz habe, ein großes, leicht entzündliches, leidenschaftliches Herz, so lange, bis die Erkenntnis urplötzlich, gleich dem Schein eines hellen Blitzes über sie hinfuhr.

Und er ahnte, daß er geliebt werde. Das Lied, das sie eben gesungen, fand mächtigen Widerhall in seinem Herzen. Ha! wer sie lieben dürfte! Wer zu ihr sagen dürfte: „Entflieh' mit mir und sei mein Weib!“ — Wie paßte sie hierher auf den einsamen Felsen, auf dem sie stand, herrlich, groß, einer Walküre gleich! Es war unmöglich, sie sich im duftigen Ballkleide im glänzenden Gesellschaftssalon zu denken, umringt von faden Herrchen im Frack. Es überlief ihn ein Frösteln, als er sich das vorstellte.

Und wenn er nun nicht heimkehrte? Wenn er mit ihr im Arm das nächste Schiff bestieg, das an der Insel anlegte und in ein schönes, fernes Land segelte? Niemand würde sie dort erreichen, Niemand nach ihnen fragen . . . .

Eine mächtige Bewegung durchzuckte ihn, er wollte die Arme ausbreiten, um sie an sich zu ziehen — — plötzlich stand ein kleines blondes Wesen vor seiner Seele, ein paar große, kindlich vertrauende, blaue Augen schauten ihn an und ein glockenhelles Stimmchen sagte: „Ich lasse Dich ruhig ziehen, mein Felix, Du wirst mir treu bleiben.“ (Fortsetzung folgt.)

Eine westfälische Bauernhochzeit.

In einer Kulturstudie über die Poesie des Volkslebens schildert E. v. Creuzat eine westfälische Bauernhochzeit wie folgt:

In einem Schulzenhofe an der Ruhr ist Hochzeit. Der Hof liegt ziemlich isoliert; er bildet das Zentrum eines zerstreuten Komplexes kleinerer Höfe; in allen zusammen beruht eine nach dem Haupthofe genannte Bauernschaft. Man geht heute durch eine bekränzte Ehrenpforte in den Schulzenhof ein; das niedrige Wohnhaus desselben befindet sich zwischen diesem mit Eichen bestandenen Hofraume, welcher diesseits, und jenem Obst- und Gemüsegarten, welcher auf der andern Seite liegt. Die ziemlich zahlreiche Hochzeitsgesellschaft wird, je nach dem Range, drei verschiedenen Tafeln zugeteilt. Im vorderen Hofraume, unter den Eichen, zeigen sich roh gezimmerte Tische und Bänke — an diesen werden zuerst alle Dürftigen und Bettler des nächsten Umkreises gespeist, und erst wenn diese abgefertigt sind, schmausen hier die Dienstleute und Arbeiter des Hofes. Weiterhin stellt sich, unter einem großen Leinwandzelte, die etwas sorgfältiger bestellte Tafel der dem Schulzenhofe fremderen Bauernfamilien dieses Bereiches dar. Auf der Tenne des Hauses endlich steht der Ehrentisch, welcher für die Braut, die Angehörigen des Brautpaares und die eingeladenen Honoratione bestimmt ist. Hier allein giebt es Leinenzeug, zinnerne Teller, Löffel, Messer und Gabeln, ja auch einige Stühle. Der Bräutigam sitzt nicht mit zu Tische, sondern serviert. Für die Honoratione giebt's einige Flaschen Wein, die andern Gäste erfreuen sich an Bier; auch der Speisezettel ist verschiedenartig abgestuft, — aber Hühner, Würste, Schinken, Kuchen und Käse, alles in unglaublicher Quantität, spielen durchweg die Hauptrolle.

Um 9 Uhr morgens trifft der Brautwagen ein; auf ihm befindet sich die Ausstattung der Braut, hoch oben sitzt diese selbst mit ihren Jungfern. Dem Wagen schreitet der Gastbitter voran, eine Art Zeremonienmeister, dessen langer grauer Rock mit Blumensträußen und bunten Bändern geziert ist. Hinter dem Wagen kommen zu Pferde der Vater der Braut und ihre männlichen Verwandten; daran schließt sich ein Leiterwagen mit dem weiblichen Familienanhange. Alle jungen Burschen des weiteren Gefolges tragen Flinten; es muß so viel als möglich spektakuliert werden, und man beginnt damit schon beim Eintreffen des Brautwagens. Der Bräutigam hebt die Braut herab, aber sie begrüßen sich nur ganz einfach; — die Gesellschaft empfängt erstere mit steifer Ernsthaftigkeit. Der Gastbitter hält, nach fester Schablone, einen Vortrag; die Ausstattung wird von einer dazu bestellten Kommission geschäftsmäßig abgenommen, die hieran geknüpften Erörterungen sind nicht in jedem Punkte angenehm. Man ordnet sich für den Kirchgang, die Dorfmusik schreitet voran, dann kommt der Bräutigam zwischen den „Bräutigamsknechten“; er trägt einen langen blauen Rock mit blanken Knöpfen und einen runden Hut, welcher nicht modern sein darf. Hinter ihm folgen die Väter, die Bauern und zuletzt die Burschen — das ist die erste Abteilung. Vor der zweiten stolziert der Gastbitter mit einem buntberänderten Stabe, dann folgt die Braut zwischen ihren Jungfern und dann das Frauenpersonal der Familie, die anderen Frauen und die vorhandenen Mädchen. Es ist eine lange Prozession.

Sobald die Trauung vollbracht ist, giebt der Bräutigam allen älteren Frauen und die Braut allen älteren Männern die Hand; — Rührung und Zärtlichkeit sind dabei verpönt. Die Burschen drängen heraus und bilden, Stöcke he vorziehend, vor der Kirche ein Spalier; der heraustretende Bräutigam soll dann in letzterem abgeprügelt werden. So war es noch unlängst; die neue Zeit mag diese barbarische Ueberlieferung weggeschafft haben. Der Zug kehrt in der vorherigen Ordnung wieder zurück, der Gastbitter reicht den Brautapfel herum und jeder Gast muß ein Silberstück hineinstecken. Diese so gespickte Frucht kommt nun auf die Spitze eines hohen Pfahles und die jungen Burschen klimmen empor; wer den Apfel zuerst erreicht, bekommt ihn.

Hierauf geht es zur Tafel. Auf der Tenne serviert der Bräutigam, unterm Zelte der Küster und bei den Eichen ein Knecht. Die Suppe ist so dick, daß der Löffel darin steht, die anderen Gerichte sind grob, fett und massenhaft. Jedes Stadtkind ist hier zwischen Scilla und Charybdis: entweder es ißt sich zu Tode, oder es beleidigt den Wirt. Die unter dem Tische verborgenen Hunde, welche man mit dem, was nicht hinabzuschlingen ist, heimlich füttert, erholen sich von dieser Heimsuchung nie mehr ganz, aber die Bauern befinden sich, je mehr sie verschlingen, desto wohler.

Beim Braten singt der Küster ein Kirchenlied, dann wird von ihm und der Köchin das Geld eingesammelt. Die Tafeln verschwinden endlich und es wird getanzt. Die Aristokratie thut es auf der Tenne. Die „Bräutigamsknechte“ tanzen, einer nach dem andern, mit der Braut ein Menuett und sie muß dann jedem ein leinenes Taschentuch schenken; dann tanzt die Braut mit ihrem Vater und, nach und nach, mit allen Männern der Verwandtschaft, in der Reihenfolge ihres Alters und Ranges. Dieser ersten folgt dann die zweite Tanzabteilung, welche nur den Frauen und Mädchen gehört. Jede dieser Kategorien bildet eine Gruppe für sich. Die Braut wird zuerst in den Kreis der Mädchen geführt und man setzt ihr den Brautkranz auf. Dann tanzt im Innern die Braut allmälig mit jedem Mädchen und der ganze Kreis tanzt um sie her. Wenn das vollbracht ist, schließen die Mädchen sich eng zusammen, und die Frauenkolonne rückt heran, um den Mädchen die Braut zu entreißen. Dies gelingt endlich und die Frauen bilden jetzt um erstere einen Kreis. Der Brautkranz verschwindet und wird durch eine Frauenmütze ersetzt; die Braut tanzt dann noch mit jeder Frau, und wird, erst wenn dies geschehen, für die Frau ihres bisherigen Bräutigams angesehen und diesem zugeführt.

Braut und Bräutigam sind bei diesem Feste schlimm daran; erstere muß riesenkräftig sein, um durch dieses maßlose Tanzen nicht ruiniert zu werden. Der Bräutigam macht ein ganzes Martyrium durch. Er ist an diesem Tage Hausknecht, Prügelknabe und Hungerleider und bezahlt sein Lebensglück sehr teuer.

Mittel gegen die Tollwut.

Das Stuttgarter „Evangelische Sonntagsblatt“ Nr. 21 bringt einen Bericht über ein unfehlbares Mittel gegen die Tollwut beim Menschen, dessen Abdruck um der Leidenden willen dringend gewünscht wird. Dasselbe wird von Herrn Gerhard Schreiner in Weyerbusch, Regierungsbezirk Coblenz, unentgeltlich abgegeben. Nur ein pfarramtliches Zeugnis für den, welcher es erbittet, und die Zahlung des Portos sind erforderlich. Der Heiltrank wird von dem Genannten aus „Kräutern“ selbst bereitet und hat in den letzten Jahren seit 1880 in Deutschland und der Schweiz 41 Menschen, in Ost- und Westindien 28, in Rußland 3, in Amerika 14 Menschen gerettet. So berichtet wenigstens das Sonntagsblatt; in der medizinischen Literatur ist von diesen 86 Fällen innerhalb drei Jahren nichts bekannt geworden. Letzteres ist einigermaßen zu verwundern, denn die ärztliche Welt ist gierig hinter allem her, was nur die geringste Aussicht auf Heilung der fürchterlichen Krankheit zuläßt, und würde es deshalb auch mit besonderer Freude begrüßen, wenn Herr G. Schreiner seine „Kräuter“ bekannt machen wollte. Sie würden dann wirklich der ganzen leidenden Menschheit zugute kommen und nicht nur den glücklichen Lesern der Sonntagsblätter und den noch glücklichern Menschen, welche im Besitz eines Pfarrers sind und von diesem ein pfarramtliches Zeugnis erhalten. Der liebe